

DAS ARCHÄOLOGISCHE INSTITUT.

DIREKTOR: FRANZ STUDNICZKA.

DIE ANFÄNGE DES ARCHÄOLOGISCHEN UNTER- RICHTS UND LEHRAPPARATS.

Einem Lehrer der Universität Leipzig „gebührt der Ruhm, zuerst die alte Kunst auf das akademische Katheder gebracht zu haben“¹⁾, dem weltmännisch gebildeten und weitgereisten Latinisten, Historiker und Amateur Johann Friedrich Christ, der hier von 1734 bis zu seinem Tod (1756) als Professor der Poesie wirkte. Unter dem seltsamen Titel *supra re litteraria* behandelte er neben dem antiken und späteren Schriftwesen auch das ganze Gebiet der bildenden Künste. Eine Redaktion von Nachschriften erschien erst 1776, genannt „Abhandlungen über die Litteratur und Kunstwerke vornehmlich des Alterthums“. Bei aller Kleinheit des Horizonts erweist sich doch Christ als unmittelbarer Vorläufer Winckelmanns in dem durch nahen Umgang mit den Dingen selbst erworbenen Gefühl für das

1) Justi, Winckelmann² I, 347. Vgl. Bursian, *Gesch. d. cl. Philol. in Deutschland* I 404 ff. und denselben in der *Allg. deutschen Biographie* IV, 140 f. Auf die beiden letzteren Werke (sowie auf den vorhergehenden Bericht über das Philologische Seminar) sei auch wegen der meisten anderen hier noch zu erwähnenden Gelehrten verwiesen. An Vorarbeiten zur Geschichte des Archäologischen Instituts lag allein die kurze, von Irrtümern nicht ganz freie Skizze Overbecks bei (Friedrich Bülow), *Des Königs Johann von Sachsen Besuch der Universität Leipzig im August 1857*, 24 f. Einzelne Nachrichten waren aus den Vorlesungsverzeichnissen und Rektoratsberichten zu entnehmen. Hauptquelle sind die Akten, die weit vollständiger als im Institute selbst beim Kgl. Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts sowie beim Rentamt für die Universität Leipzig aufbewahrt werden.

Wesen der Antike und dem Blick für ihre stilistische Entwicklung. So hat er auf viele Zuhörer, darunter Lessing und Heyne, nachhaltig eingewirkt.

Christ's Erbe in diesem wie in anderen Zweigen des akademischen Unterrichts trat der berühmte Theolog und Ciceronianer Johann August Ernesti an. Er gab seiner einschlägigen Vorlesung und dem aus ihr hervorgegangenen Leitfaden (zuerst 1768 gedruckt) bereits den Titel „*Archaeologia*“, freilich noch mit dem Beiwort „*litteraria*“. So klar hierin und in der ganzen Anlage der Einfluß von Christ hervortritt, so wenig ist dessen Kunstgefühl auf Ernesti übergegangen. Was er bietet stammt wieder viel vollständiger aus den Schriftquellen, besonders aus Plinius. Selbst die damals schon alle Welt bewegenden Schriften Winckelmanns werden nur ganz obenhin berücksichtigt. Trotz ihrer Dürftigkeit hat Ernestis *Archaeologia litteraria* lange den hiesigen Unterricht beherrscht. Nachdem er selbst diese Vorlesungen aufgegeben, legten andere das Buch den ihrigen zugrunde. So von 1779 an der aus *Dichtung und Wahrheit* (Buch 7) bekannte Christian August Clodius, der jedoch öfter ein besonderes Kolleg „*Archaeologia mythologica ex operibus veterum poetarum et artificum illustrata*“ las. So von 1780 an Georg Heinrich Martini, Rektor der Nikolaischule und Extraordinarius, von dem, neben anderen archäologischen Schriften, eine zweite Auflage des Ernestischen Buches mit umfangreichen Exkursen (1790) und die posthume Ausgabe seiner danach gearbeiteten „*Akademischen Vorlesungen über Literairarchäologie*“ (1796) vorliegen. So nach dem Tode des Verfassers von 1783 bis 1797 besonders regelmäßig sein Nepot Johann Christoph Gottlieb Ernesti. Auch der Polyhistor, Vielschreiber und Viellehrer Christian Daniel Beck, Professor des Griechischen und Lateinischen, legte seinen 1791 anhebenden Kollegien über Archäologie oder, wie er daneben mit Winckelmann sagte, Geschichte der alten Kunst, anfangs noch den von Martini erneuerten Ernesti zugrunde. Erst 1816 fügte er seinen übrigen Kompendien den ersten Teil eines „*Grundrisses der Archäologie*“ hinzu, eine reiche Notizensammlung im ganzen nach Winckelmannschem und Heyneschem System, abgefaßt mit emsiger Benutzung all der vielen Arbeit seiner Generation, aber ohne Spuren lebendiger Durchdringung des Stoffes.

Im Vorworte rühmt sich Beck, die meisten angeführten Kupferwerke in seiner bekanntlich sehr reichen Bibliothek (S. 5) zu besitzen und im Unterricht zu gebrauchen. Christ hatte sogar „seine eigenen artigen Sammlungen von Münzen, Gemmen und anderen Antiquitäten“ vorzeigen können. Martini besaß eine kleine Münzsammlung, die er dem alten Kunstkabinett der Stadtbibliothek vermachte¹⁾. Dort stand auch eine Anzahl von Gipsabgüssen (jetzt zumeist der Kunstgewerbeschule überwiesen) und einige besaß natürlich auch die Kunstakademie sowie die Privatsammlungen der Zeit, wo es auch an kleinen Originalen, besonders wieder geschnittenen Steinen, nicht fehlte²⁾. Ob indes dieser bescheidene Antikenbesitz der Stadt im akademischen Unterricht verwendet wurde und werden konnte, darf sehr bezweifelt werden.

Die Universität selbst aber in ihrer damaligen Armut besaß noch gar wenig, was als zeitgemäßer Anfang eines archäologischen Lehrapparats gelten konnte. Noch 1832|3 mußte sich Gottfried Hermann, als er über ein ihm näherliegendes Gebiet der Denkmälerkunde dozieren wollte (S. 4), sogar die notwendigsten Publikationen aus der Kgl. Bibliothek der Landeshauptstadt verschreiben. In seinem darauf bezüglichen Brief an den Unterrichtsminister vom Februar 1833 betont er, daß „wir einmal hier weder Vasen noch Gipsabgüsse noch andere antiquarische Gegenstände in natura, wie in Berlin und anderen Orten, besitzen“. Das war nur wenig übertrieben. Zwar bestand in der Universitätsbibliothek, laut der alsbald zu besprechenden Eingabe Weiskes, „seit langer Zeit ein besonderes, nur zu enges und unbequem gelegenes Kabinett für Archäologie und Kunst“. Aber es enthielt, außer der damals noch nicht zu dem jetzigen Umfang angewachsenen Münzsammlung (Bülau S. 99), nur die beiden Lippertschen Daktyliotheken, ein Geschenk des Kurfürsten (später Königs) Friedrich August III., die 1821 geformten „katalogisierten Gemmen“ des Berliner Museums, die erste Serie der Mionnetschen Münzpasten

1) Wustmann in den Neujahrsblättern der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig II, 1906, S. 28, 30 f. und 121. Die städtische Münzsammlung ist in den siebziger Jahren verkauft worden.

2) Alphons Dürr, A. F. Oeser, Doktordissert. Leipzig 1879, 71; 73; 83; Nieper, Die Kgl. Kunstakademie in Leipzig, Festschrift 1890, 13 f.

und noch einige Kleinigkeiten derselben Art. Das war bitter wenig im Vergleich zu dem damaligen Antikenbesitz anderer Universitäten, denen keine alten fürstlichen Kunstsammlungen zur Seite standen, wie Göttingen oder gar Bonn.

Als der letzte unter den oben angeführten Professoren, die in Leipzig Archäologie lehrten, Ch. D. Beck, Ende 1832 gestorben war, meinte das Ministerium, noch vor Wiederbesetzung des Lehrstuhls, mit der Wahrnehmung dieses Faches Gottfried Hermann betrauen zu können. Aber der große Kritiker und Exeget, der sich nur selten einmal zum Eingreifen in archäologische Fragen bewegen sah, erklärte bald, daß er „nicht wirklich archäologische Vorlesungen“, sondern nur „die gelegentliche Behandlung einzelner Gegenstände eigentlicher Antiquitäten“ beabsichtige. Angekündigt hat er im Sommer 1833 „Archäologie der griechischen Götter“, die er sonst nur mythologisch zu behandeln pflegte, im Winter darauf „Szenische Archäologie“, wie noch 1841 „Szenische Altertümer“. In jenem Bericht an den Unterrichtsminister vom Februar 1833 setzte er, unter Hinweis auf K. O. Müllers Handbuch, Umfang, Bedeutung und Schwierigkeit der Disziplin — „obgleich sich ihr Gegenstand zu der übrigen Altertumswissenschaft fast nur wie die Dekoration eines Gebäudes zu dem Gebäude selbst verhält“ —, lebhaft auseinander und empfahl dafür wenigstens nach dem Vorschlage des Professors Weiske zu sorgen.

Diesem Manne gebührt das Verdienst der Initiative zur Gründung der ersten Vorläufer unseres Instituts. Benjamin Gotthold Weiske, geboren 1783 als Sohn eines Pförtener Lehrers, war in jüngeren Jahren ebenfalls an Gymnasien, zuletzt an der Meißner Landesschule tätig. Von 1818 ab wirkte er als außerordentlicher Professor neben seinen alten Lehrern in Leipzig. Unter den Gegenständen seiner ziemlich umfassenden Kollegien trat die Geschichte und Erklärung der antiken Kunst immer häufiger auf, je mehr sich der alternde Beck davon zurückzog. Weiskes auch heute noch nicht wertloses, aber erst nach seinem Tod erschienenenes Hauptwerk betitelt sich „Prometheus, Einleitung in die Philosophie der Darstellung, besonders der mythologischen“ (1842).

Wohl aus Anlaß des Beschlusses, der Universität und ihrem

Bücherschatz ein neues würdigeres Heim, das Augusteum, zu schaffen, beantragte Weiske im April 1832 beim Ministerium, jenes alte archäologische Kabinett der Bibliothek zu bereichern und, besser untergebracht, in Zusammenhang mit einem lichten Hörsaal für Archäologie und verwandte Fächer zu setzen. Der Ausführung näher getreten wurde im Verlaufe des Neubaus erst vom Frühjahr 1834 ab, jedoch mit überraschend dürftigen Mitteln. Zum Auditorium für Archäologie, Geschichte und Geographie bestimmte man — das Lesezimmer der Bibliothek, neben ihrem großen Saal, wo die einschlägigen Werke standen, zu denen Weiske unter besonderen Kautelen etwas freieren Zutritt erhielt als damals üblich war. Für das „Museum“ bewilligte das Ministerium im Juni 1834 200 Taler, gerade ein Zehntel von dem Gründungskapital des Bonner akademischen Kunstmuseums, das daneben (nach Welckers Vorwort zu der ersten Beschreibung) von Anbeginn 200 Taler festen Jahreszuschuß bezog. Doch erklärte sich die Regierung „nicht abgeneigt, künftig, wenn die Anstalt sich nützlich bewährt und sich der Teilnahme der Studierenden erfreut, zur ferneren Ausstattung derselben von Zeit zu Zeit Unterstützungen zu bewilligen“. Von dem angewiesenen Betrage meinte Weiske, im Anschluß an den altmodischen Bestand des Bibliothekskabinetts (S. 3), nichts Wirksameres erwerben zu können, als die vier Kästchen Gipsabdrücke der Stoschischen Sammlung des Museums in Berlin, und erhielt dazu dreißig Glaspasten geschenkt. Diese Dinge benützte er zunächst in seiner Wohnung und übergab sie erst aus Anlaß einer Sommerreise 1835 der Universitätsbibliothek. Bedeutender war der Zuwachs, der ihrem archäologischen Bücherbestande durch den Ankauf der Beckschen Bibliothek zuteil wurde (Bülow S. 92).

Gleichzeitig mit solch verborgenem Embryo eines Museums wurde, im Zusammenhange der Maßregeln, zu denen der Tod von Beck Anlaß gab, eine von Weiske geleitete archäologische oder, wie er sie lieber nannte, antiquarische Gesellschaft ins Leben gerufen, eingerichtet nach dem Vorbilde des philologischen Seminars: mit schriftlichen Arbeiten als Aufnahmebedingung und zum Vortrag in den Übungen nebst Opposition und Diskussion, dotiert mit drei Stipendien zu 30 Talern. Als Zweck dieser Lehranstalt dachte sich das

Ministerium hauptsächlich die Vertiefung des Wissens von antiker Kunst, wenigstens zur „Beförderung anschaulicher Vorstellungen vom Altertum“. Allein Weiske selbst fürchtete solche, „der Teilnahme der Studierenden schädliche Einseitigkeit“ und setzte, gemäß dem von ihm bevorzugten Namen, als Aufgabe der Gesellschaft das gesamte „Studium der in den Schriftwerken und Kunstdenkmalern der Griechen und Römer überlieferten Realien“, dazu noch, entsprechend der Seminarordnung, die „Beförderung einer guten Lehrmethode“. So schrieb denn im ersten Semester (Sommer 1834) seine zwölf „hoffnungsvollen Philologen“, darunter später bekannt gewordene, wie Köchly, Ameis, Witzschel, über die Mischungsverhältnisse des Weines und des Wassers bei den Alten, die Adonisklage, besonders die des Bion, den Fackellauf zu Athen, die zwölf großen Götter, das Volk der Eremboi bei Homer, die Gespenster der Griechen, den Vogel Phönix, die augustodunische und andere römisch-gallische Schulen, die Asyle mit Bezug auf die der Hebräer, die ältere Geschichte des Dramas bei den Römern, das Würfelspiel Astragaloi, die Zauberkünste, besonders den Liebeszauber, das Verhältnis der Malerei zur Plastik, die karthagische Verfassung, Hermes bei Homer, Epialtes den Alp der Griechen und andere Dämonen.

Nach dieser Probe zu urteilen spielte in Weiskes antiquarischer Gesellschaft die antike Kunst keine große Rolle. Dennoch hat sich der Leiter in hohem Maße die Bewunderung und Dankbarkeit der Mitglieder erworben. Denn als im Januar 1836 der kränkliche Mann gestorben war, richteten sie eine Bittschrift ans Ministerium, Ersatz von außen zu beschaffen, da kein Leipziger Dozent dafür vielseitig genug sei. Die Fakultät, hierüber vom Ministerium befragt, antwortete in einem Bericht aus der Feder G. Hermanns, der den Kampfeswut des Streites zwischen seiner und der Boeckhschen Schule atmet. Die antiquarische Gesellschaft sei aufzulösen, nicht allein wegen ihres anmaßenden Urteils über die vorhandenen Lehrkräfte, sondern als überflüssig und schädlich. Die anderen Antiquitäten würden in Vorlesungen und Übungen ohnehin ausreichend getrieben. Die Archäologie aber sei eine so umfassende und schwierige, vor allem Autopsie fordernde Wissenschaft, daß sie von Studierenden selbsttätig nicht behandelt werden könne,

ohne sie „von nötigern Studien auf eine äußerst zeitraubende Weise abzuziehen“. In dieser Disziplin herrsche ferner anderwärts „zum wahren Verderb der Wissenschaft“ der „Schwindel einer auf keiner gründlichen Unterlage beruhenden Bilderkrämerei und eines in eitlem Dünkel durch träumerische Phantasie selbstgeschaffenen Altertums“, wofür Panofka als wohlgewähltes Beispiel erscheint. Davor müsse die Universität Leipzig bewahrt werden, damit sie, wie „bis jetzt den Ruhm behauptete, das Altertum durch gründliche Erklärung und Kritik der alten Schriftsteller aufzuhellen“, deren auch die Archäologie nicht entraten kann. „Denn Bildwerke sind an sich stumm und müssen ihre Bedeutung erst durch das erhalten, was in den Schriften der Alten niedergelegt ist. Soll daher an unserer Universität Archäologie in ihrem ganzen Umfang und mit der notwendigen Gründlichkeit getrieben werden“, so werde das „bloß durch Vorlesungen, in welchen zugleich sowohl Abbildungen, als Abgüsse von Antiken und wirkliche Antiken vorgezeigt würden, geschehen können . . . Zu diesem Behufe würden wir das hohe Ministerium ersuchen müssen, uns nicht nur mit den nötigen Abgüssen von Antiken zu versehen, sondern auch einem akademischen Dozenten, wozu wir den Professor Westermann empfehlen, eine angemessene Unterstützung zu gewähren, damit derselbe ein Jahr lang in Italien sich durch eigene Anschauung mit den Denkmälern bekannt mache“. Westermann oder Wilhelm Wachsmuth empfiehlt der Bericht auch als Leiter der antiquarischen Gesellschaft, wenn sie doch weiterbestehen sollte.

Über diese Richtiges und Falsches zornig durcheinander menden Anträge entschied die vorgesetzte Behörde mit anerkannter Weisheit. Sie erhielt der Universität die offenbar lebensfähige Lehranstalt und die damit verbundene Professur, faßte die gewünschte Vermehrung des archäologischen Apparats ins Auge, nahm aber doch so viel Rücksicht auf den Altmeister der Sprachphilologie und seine Kollegen, daß sie ihnen keinen von den „auswärtigen“ Fachvertretern, die jener so ungerecht alle mit Panofka zusammenwarf, an die Seite setzte, sondern einen unter ihm gebildeten heimischen Schulmann, der zwar nicht eigentlich Archäolog, jedoch den Denkmälern und dem Kunstsammeln von Haus aus nicht fremd war.

DIE GRÜNDUNG DES ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTS
DURCH W. A. BECKER UND O. JAHN.

Es war Wilhelm Adolf Becker, geboren 1796 als Sohn des Direktors der Dresdner Antikensammlung (Wilhelm Gottlieb), wie einst Weiske Lehrer der Fürstenschule in Meißen, der zum Herbst 1836 als „außerordentlicher Professor der klassischen Archäologie“ nach Leipzig berufen wurde. Im Jahre 1842 zum Ordinarius (freilich nur „neuer Stiftung“) ernannt, wird er später als „dritter Professor der klassischen Altertumswissenschaft“ bezeichnet. Das entspricht besser seiner umfassenden und tüchtigen literarischen Arbeit, deren allbekannte Hauptleistungen die beiden Werke über römisches und griechisches Privatleben „Gallus“ (1838) und „Charikles“ (1840), sowie die Topographie der Stadt Rom (1843) sind. Von allen diesen Büchern gilt, was Sachkundige dem letzten nachsagen: sie „weisen der Denkmälerforschung den Schriftquellen gegenüber eine zu untergeordnete Stellung an“¹⁾. Eine archäologische Arbeit Beckers und zwar ohne viel selbständigen Inhalt sind die 1837 erschienenen, meist exegetischen Berichtigungen und Nachträge zur zweiten Auflage des väterlichen Kupferwerkes „Augusteum, Dresdens antike Denkmäler“.

Vorwiegend im Sinne dieser schriftstellerischen Tätigkeit wird Becker auch seinen archäologischen Lehrauftrag ausgeübt haben, ohne daß die Vorlesungsanzeigen den Eindruck erwecken könnten, er habe ihn, nach den Begriffen seiner Zeit, vernachlässigt. Der einzige in den Akten erhaltene Bericht über Beckers Leitung der antiquarischen Gesellschaft freilich besagt, sie habe (ganz wie unter Weiske) „die verschiedensten Fragen aus allen Fächern der Altertumswissenschaft“ behandelt. Das war aber schon 1837, bevor der wirkliche Anfang mit der Einrichtung eines archäologischen Museums gemacht war, woran der Sohn des Augusteumdirektors, so gut er es verstand, tatkräftig und vielseitig gearbeitet hat. Dafür bewilligten die Stände zunächst auf die Jahre 1837 bis 1839 abermals nur die Summe von 200 Talern jährlich, vorerst in der tröstlichen Erwartung, daß sie, „wenn das Notwendige angeschafft worden, wieder

1) O. Richter, Topographie der Stadt Rom² 21.

in Wegfall kommen soll“. Die zumeist aufgesparten Mittel jener drei Jahre wurden Anfang 1840 zur Anschaffung einer ersten, stattlichen Reihe großer Abgüsse aus Berlin verwandt. Becker wählte die bequemst erreichbaren, weil altberühmten, eleganten Stücke, z. B. den Apoll von Belvedere und den Apollino der Tribuna, die Venus Medici und die von Capua, den Zeus von Otricoli und die Hera Ludovisi, von Bildnissen allein den Antinoos Mondragone. Der archaische Stil war nur durch römische Kopien, wie die pompeianische Artemis, oder durch freie Nachbildungen, wie die Dreifußbasis in Dresden, vertreten. An Werken der ersten Blütezeit gab es nichts als die „sitzende Nike“, das heißt die sandalenlösende der Nikebalustrade, den Parthenon und Phigaliafries bloß in den stillosen kleinen Nachbildungen von Henninks. Dagegen besaß das Bonner akademische Kunstmuseum laut Welckers erster Beschreibung schon vor 1827 zahlreiche Abgüsse von Reliefs des Parthenons und des „Theseions“, laut der zweiten (1841) auch schon äginetische Giebelfiguren.

Zeugt Beckers Auswahl der Gipse von einem veralteten, unhistorischen Standpunkt, so ist um so höher anzuerkennen, daß er sogleich, wie übrigens schon G. Hermann in den angeführten Berichten ans Ministerium (S. 3 und 7), die Notwendigkeit erkannte, den Studierenden soviel nur möglich auch antike Originale vorzuweisen. Bereits mit der ersten großen Gippssendung aus Berlin kamen, dank der Beihilfe Eduard Gerhards, fünfzig kleinere Vasen. Mehr und Bedeutenderes brachte die Ende 1840 angetretene lange Reise Beckers nach Italien. Aus den vorausbezahlten Jahres-Etats auf 1841 und 42 mußten zwar je 100 Taler den persönlichen Reiseaufwand decken helfen, aber die übrigen 200 wurden für Anschaffungen mitgenommen und im März 1841 folgte noch die gleiche Summe als weiterer Vorschuß. Mit diesen 400 Talern kaufte Becker, abermals durch den glücklicherweise zur Stelle befindlichen Gerhard unterstützt, eine ganze Reihe bemalter Tongefäße von der „protokorinthischen“ bis zur späten unteritalischen Gattung, darunter so gute Stücke, wie den von O. Jahn veröffentlichten Perseuskrater aus Ruvo¹⁾ und

1) Berichte der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1847, 287.

die attische Weinkanne herrlichsten „nolanischen“ Stiles, die auf unserer Tafel V₃ zum ersten Male abgebildet wird — ein junger Krieger, der dem Vater und der den Abschiedstrunk bereithaltenden Mutter den Laufschrift in voller Rüstung vormacht —, dazu eine reiche Sammlung von Gesteinsproben. Als Geschenk des Direktors kam noch eine Handvoll kleiner Bronzegeräte hinzu.

Schon früher hatte Becker angefangen, auch lose Abbildungen zu sammeln, besonders Stiche und Steindrucke mit landschaftlichen und architektonischen Ansichten und Plänen, dazu gute, womöglich farbige Reproduktionen von Wandgemälden, wie der Aldobrandinischen Hochzeit. Seit 1843 hielt er fürs Institut das Werk von R. Zahn (II. Serie), das er, zum Vorteil des Gebrauchs im Unterricht, nicht binden ließ. Im übrigen gab er den Plan, eine Handbibliothek zu schaffen, nach einem verständigen Anfang leider wieder auf, indem er das Vorhandene für 90 Taler der Universitätsbibliothek abtrat, um die Mittel für den Antikenankauf in Italien zu vermehren. Dagegen übernahm er 1841 von der Bibliothek ihre alten Gemmen- und Münzabdrücke, die nur deshalb so lange dort verblieben waren, weil das neugegründete „Museum“ keinen eigenen Raum besaß (S. 5).

Ein vorläufiges Unterkommen fand die Sammlung nach dem großen Gipskauf (Frühjahr 1840) „im ehemahligen Konviktsaal im Mittelgebäude des Paulini“ — ungefähr wo jetzt Albertinum und Johanneum zusammentreffen — „und zwar vorzugsweise in demjenigen Teile desselben, welcher das meiste Licht“ hatte. Ihn trennte eine Holzbarriere von dem als Hörsaal dienenden Rest. Drei Jahre später wurde dem Museum für lange Zeit sein Heim bereitet, im Erdgeschoße des Fridericianum oder Chemicum links, das schon mit Rücksicht auf diesen Zweck besonders stattlich, die Räume etwa $5\frac{1}{2}$ m hoch, erbaut wurde. Heute dienen dieselben Gemächer als Kontor. Der erhalten gebliebene hübsche Säulensaal von rund $13,5 \times 12$ m nahm alle größeren Abgüsse, das kleine Nebenzimmer am Hofe den zweiseitigen Vasenschrank, in den beiden Fenstern Schautische für die übrigen kleinen Antiken und die Materialproben, dazu die verschiedenen Kästchen mit Gemmenabdrücken auf. Die Zimmer an der Straße dienten als Hörsaal und Arbeitsraum des Direktors. Die freien Wandflächen der drei ersten Gemächer,

besonders des Auditoriums, zierten in Goldrahmen viele von den erwähnten Bildern. Auch sonst waren die Räume „in ihrer Bestimmung entsprechender Weise hübsch und sinnig dekoriert und für die Sammlung in ihrem damaligen Bestande, wenn man von dem Übelstand einer wenig günstigen Beleuchtung absah, durchaus geeignet“ (Bülau, oben S. 29, Anm.). Freilich, was von der damaligen Einrichtung heute noch Dienst tun muß, besonders die Postamente, die auch noch unter den folgenden Direktoren trotz augenfälligster Holzkonstruktion mit „Steinanstrich“, das heißt mit sandvermengter Ölfarbe, dem Verderb alles Wasch- und Werkzeugs, versehen wurden, gefällt uns Spätgeborenen nicht mehr so gut. Nach Abschluß dieser Einrichtung dankte Becker dem Ministerium im Namen „von allen denen, denen Bildung des Geschmacks und Erweckung des Sinnes für das Schöne am Herzen liegen“. Denn Freitag nachmittags von 2 bis 4 Uhr war seine Schöpfung unter Aufsicht des Hausmanns dem Publikum zugänglich.

Nachdem die in Italien gebrauchten Vorschüsse getilgt waren, konnte das Museum 1844 wieder durch vier große Gipsstatuen, darunter den Borghesischen Fechter und die große Herkulanerin, vermehrt werden. 1846 stieg das Jahresquantum auf 250 Taler. Aber im Oktober wurde Becker durch frühen Tod von seinem Werke genommen. Bis zur Wiederbesetzung des Postens im folgenden Sommersemester führte, wie schon während der italienischen Reise des Verstorbenen und dann wieder nach dem Abgang O. Jahns, Gustav Seyffarth die Geschäfte der Sammlung. Wie eifrig und erfolgreich er ihren ägyptologischen Teil gegründet hat, berichtet im folgenden der Leiter des daraus hervorgegangenen selbständigen Instituts. Auch hier aber muß Seyffarth gedankt werden, daß er die von Becker seit 1841 versäumte Arbeit auf sich nahm, ein vollständiges Inventar des archäologischen Museums abzufassen, worin er den meisten Vasenbeschreibungen sogar kleine Formskizzen beigab. Keiner von den spätern Direktoren ist ihm darin gefolgt, das Zugangsverzeichnis wurde allzu lakonisch und lückenhaft fortgesetzt, auch der gedruckte Katalog bot keinen ausreichenden Ersatz. Es hat schwere Mühe gekostet, das Verabsäumte wenigstens in der Hauptsache nachzuholen.

An Beckers Stelle als „dritter Professor der Altertumswissenschaft“ trat, aus Greifswald berufen, im Frühjahr 1847 der bedeutendste Gelehrte, der dem Institut je vorgestanden hat, Otto Jahn. Die Fakultät schlug ihn, mit ihres ehrwürdigen Seniors G. Hermann, seines alten Lehrers, freudiger Zustimmung, als ersten unter drei Philologen vor, „welcher imstande sei, das Altertum nach seiner realen Seite in weiterem Umfang zu vertreten, und dem sonach auch das Gebiet der Denkmale antiker Kunst offen, zugleich aber auch zu unbefangener Ausdeutung dieser sowie der übrigen Zustände des Altertums in einer gründlichen sprachlichen Bildung das unentbehrlichste und sicherste Mittel zu Gebote steht“. Gewiß, Jahn war von Haus aus und blieb immer ein rechter Philolog, er las auch in Leipzig rein philologische Kollegien, besonders Interpretatorien, aus denen zum Teil seine Schriftstellerausgaben hervorgingen. Seine „luftreinigende“, mit jenen von G. Hermann scharf bekämpften Phantastereien aufräumende Kunsterklärung ruht überall auf dem weiten und tiefen Grunde philologischen Wissens und Urteils, während sein Gefühl für das rein Künstlerische nicht so fein entwickelt war wie etwa bei Heinrich Brunn. Aber trotzdem erkannte das klare Denken schon des Fünfunddreißigjährigen, im Gegensatze zu ältern Abgrenzungsversuchen, „das Wesen und die wichtigsten Aufgaben der archäologischen Studien“ in nichts als ihrer Richtung auf die bildende Kunst, wie es die Rede zum Leibniztage 1848 darlegt¹⁾. Sie klingt, im Zusammenhange des vorliegenden Berichtes gelesen, oft wie ein Einspruch gegen das Unbillige und Schiefe in den oben wiedergegebenen Urteilen G. Hermanns und gegen den früheren Betrieb der Disziplin am Orte.

Dem entsprach Jahns Lehtätigkeit. Die archäologischen Vorlesungen spezialisierten sich, z. B. nahm die Kunstgeschichte zwei Semester in Anspruch. Vor allem aber wurde aus der „antiquarischen“ nun wirklich, der ursprünglichen Absicht ihrer Gründung gemäß, eine „archäologische Gesellschaft“, der zuliebe Jahn auf die Mitdirektion des philologischen Seminars verzichtete. Zu ihren gewiß nicht zahlreichen Mitgliedern gehörten Bursian und

1) Berichte der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1848, 209.

v. Gutschmid. Nachrichten über ihre Tätigkeit liegen dem Verfasser nicht vor. Aber solche über die Bonner Übungen Jahns gestatten anzunehmen, daß dort vor Bildwerken und deren Abbildungen wirklich archäologische Beschreibung, Erklärung und Kritik, schriftlich wie mündlich, getrieben ward, obgleich natürlich noch nicht mit so verfeinerten kunstwissenschaftlichen Methoden, wie sie, nicht ohne Einfluß der Photographie, durch Brunn und seine Nachfolger ausgebildet worden sind.

Solch ein Lehrer mußte erst recht die von seinem Vorgänger angelegte Sammlung eifrig und in wirklich historischem Sinne weiterführen. Die Mittel der Jahre 1847 und 1848 wurden ganz auf Originale verwandt. Gerhard besorgte abermals das meiste: Kleinbronzen, und zwar nicht nur bloße Geräte, wie eine Strigilis, auch bildgezierte, wie ein Paar, freilich mäßige, etruskische Spiegel, und mehrere Figürchen, unter denen eine kleine archaische Gruppe des löwenwürgenden Herakles auf runder Standplatte hervorragt, (Taf. VI 1); die ersten Terrakotten, Frauenfiguren strengen Stiles; eine Reihe kleinerer Gefäße, darunter Kleinmeisterschalen des Tleson und Taleides (die in Kleins „Meistersignaturen“ fehlen). Etliche korinthische Väschen und attische Lekythen aus Griechenland trat Roß ab. Dann aber ging es an die Ausfüllung der schlimmsten Lücken in der kleinen Gipsammlung. Aus London kamen die Kore vom Erechtheion, die wichtigsten Statuen, eine Metope und mehrere Friesplatten des Parthenons, desgleichen vom Niketempel und von Phigalia, ferner kleine melische Tonreliefs, auch einige Townleysche Marmorsachen; aus Paris unter anderem die matteische Amazone und der „Achill“ Borghese, die Venus von Milo und der Silen mit dem Dionysoskinde, Sophokles und Aischines ein römisches Sarkophagrelief. Diese ersten Gipskäufe aus der Ferne gingen nicht ohne Verdruß und Schaden ab. Die außerordentliche Bewilligung von 400 Talern reichte bei weitem nicht aus, um auch die durch politische Verhältnisse der bewegten Zeit ins Unerhörte gesteigerten Kosten des Transportes aus London zu decken. Der notgedrungene Vorschuß mußte durch mehrjährigen Abzug von je 100 Talern am Jahres-Etat hereingebracht werden. So folgten in den Jahren 1850 und 51 nur Erwerbungen von kleinen

Abgüssen, besonders nach Bronzefigürchen, deren erste Reihe der befreundete Verleger Dr. H. Härtel schenkte.

Ein harter Schlag traf das Institut im April 1851 mit der aus politischen Gründen verhängten Dienstentlassung Jahns. Es blieb über zwei Jahre unter der stellvertretenden Leitung des hierin schon bewährten Seyffarth, der die Zeit benutzte, um die Antikensammlung, besonders die ägyptische, hauptsächlich mit Hilfe von Schenkungen des Kaufmanns C. W. Barth, freilich nicht durchaus echten und wertvollen, weiter zu mehren. Zu diesen Erwerbungen gehört wohl auch die hübsche winzige Bronzeherme Taf. VI 3, die Epikur darstellen wird.

DER AUSBAU DES ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTS DURCH J. OVERBECK.

Nachdem das Ordinariat durch den Philologen K. W. Nitzsch besetzt worden und ein Versuch der Fakultät, die Rückberufung Jahns zu erreichen, fehlgeschlagen war, trat im September 1853 der Bonner Privatdozent Johannes Overbeck (geboren 1826) als außerordentlicher Professor die Direktion des Museums an¹⁾. Nach fünf Jahren wurde er Ordinarius. Anders als seine Vorgänger hat Overbeck sehr lange, zweiundvierzig Jahre, der Universität Leipzig seine Kraft gewidmet. Er hat teilgenommen und mitgewirkt an dem Aufschwung der philologischen Studien unter G. Curtius, Ritschl, Ribbeck u. a., der kunsthistorischen unter A. Springer, freilich auch später unter dem Sinken der Frequenz besonders auf ersterem Gebiete gelitten. Von vornherein als Archäolog berufen, las er nur anfangs auch philologische Kollegien, über Hesiods Theogonie und über homerische Hymnen, aus dem von seinem großen Lehrer Welcker überkommenen Interesse für Mythologie, die er bis in späte Lebensjahre auch lehrte. Sonst beschränkte er sich immer mehr auf einen engen Kreis archäologischer Vorlesungen. Waren doch ihm zur Seite zwei von seinen Schülern ergänzend tätig, seit 1879

1) Vgl. die Nachrufe von Th. Schreiber in den Berichten der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1895, 351 und von W. Miller im *American Journal of archaeology* XI, 1896, 361.

Theodor Schreiber, der heute noch neben seinem Hauptamt als Direktor des städtischen Museums als außerordentlicher Professor der Archäologie wirkt, und Arthur Schneider, 1890 habilitiert, nach Overbecks Tode gleichfalls Extraordinarius, aber schon 1905 verschieden. Beide hielten auch Übungen in eigenen „Gesellschaften“.

Die von Jahn als solche erst begründete archäologische Gesellschaft hat Overbeck 1854 wieder ins Leben gerufen. Die unter Weiske bewilligten Stipendien (S. 5) waren inzwischen, vielleicht schon unter Becker, eingegangen. So bestritt die Gesellschaft lang ihre kleinen Ausgaben, auch die Buchprämien, selbst. Erst seit dem Winter 1865|6 setzte das Ministerium 80 Taler jährlich für Preise aus. Im Sommer 1874 erfüllte es den wiederholten Wunsch des Direktors, die Gesellschaft zum Seminar zu erheben, und gewährte diesem einen Jahres-Etat von 250 Talern, außer zu Preisen wieder zu Stipendien für sechs ordentliche Mitglieder und zur „Vervollständigung des Interpretationsapparats“. Über Gesellschaft und Seminar hat Overbeck unermüdlich genau bis zuletzt Buch geführt. Es ließe sich daraus eine stattliche Liste bekannt, ja berühmt gewordener Mitglieder, In- und Ausländer, Archäologen, Philologen und Kunsthistoriker, zusammenstellen, weit mehr als die „Festschrift für Overbeck“ von 1893 ausweist. Erwähnt seien nur zwei Verstorbene: Gustav Hirschfeld und Adolf Furtwängler. Die Zahl der Teilnehmer hielt sich sachgemäß in bescheidenen Grenzen, besonders im Vergleiche zu den in den besten Zeiten das Hundert übersteigenden Ziffern der Hauptvorlesungen; immerhin stieg sie Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre bis auf siebzehn. Die Betriebsordnung entnahm Overbeck, wie schon Weiske, dem Vorbilde der philologischen Seminare und hielt daran fest, auch als sie, bei sinkendem Zuspruch, eher hemmend und entmutigend wirkte. Lagen keine Abhandlungen der ordentlichen Mitglieder vor, dann wurde interpretiert, auf Grund von Vorbereitung wohl nur, wenn es sich um des Pausanias Beschreibung der Akropolis oder von Olympia handelte. Sonst standen Gipse und Abbildungen, in den spätern Jahren hauptsächlich die „Vorlegeblätter“ zur Besprechung, oft erstaunlich zahlreiche und verschiedenartige Stücke in einer Sitzung. Auch zu den schriftlichen

Arbeiten der ordentlichen Mitglieder wurden manche Gegenstände von übergroßer Ausdehnung und Schwierigkeit aufgegeben, neben solchen, die sich heute noch zu gleichem Zwecke trefflich eignen würden, z. B. die Vasenmaler Brygos, Duris und Hieron zusammen neben der historischen Erklärung der Dareiosvase, die griechische Bildniskunst an der Hand der vorhandenen Abgüsse neben dem sterbenden Gallier. Gewöhnlich herrschte wohl der Grundsatz, möglichst verschiedene Zweige der Wissenschaft, Künstlergeschichte, Entwicklung einzelner Kunstgattungen, wie von Götter- und von Bildtypen, Exegese mit Bezug auf dichterische oder geschichtliche Überlieferung, in einem Halbjahr nebeneinander zu berücksichtigen. Nur ausnahmsweise galt die Semesterarbeit ganz einem in sich zusammenhängenden Gegenstande, wie der Burg von Athen.

Für diese zum Teil weit ausgreifenden Studien der Seminarmitglieder eine Handbibliothek zu schaffen, wie es ein verwandtes Institut nach dem andern tat, empfand Overbeck niemals das Bedürfnis. Das Notwendigste wurde aus der Universitätsbibliothek nach dem Hörsaal, seit 1873 nach dem Arbeits- und Sitzungszimmer beim Museum geschafft oder den Studierenden aus der Bücherei des Lehrers bereitwillig zur Verfügung gestellt. Nur die Vorlegeblätter für archäologische Übungen, die Brunn in München 1866 begann, seit 1870 Conze und dann Benndorf in Wien trefflich fortführten, erwarb die Anstalt gleich, leider mit Ausnahme der wichtigen Serien III bis VI, nach den Akten deshalb, weil die Anzeige darüber ausblieb. Dazu kamen (durch Schenkung des Ministeriums) die Launitzschen Wandtafeln, später Brunns Denkmäler der Skulptur, Arndts Porträts und Einzelaufnahmen und mehr der Art, sowie eine nicht unbeträchtliche Zahl anderer Photographien, meist aus Italien und Griechenland.

Im Museum verzichtete Overbeck auf planmäßiges Weiterführen der von beiden Vorgängern angelegten Sammlung kleiner antiker Originalwerke, das er dem Zufall gelegentlicher Schenkungen überließ. Die bedeutendsten waren 17 Tonreliefs der griechisch beeinflussten Kunst Indiens von Generalkonsul Gustav Spieß in Leipzig (1876), ein Glasschrank voll Antkiaglien, darunter wohl auch das hübsche

Tanagrafigürchen Taf. VI 4, als Vermächtnis einer treuen Gönnerin, Frau Elisabeth Seeburg (1888), sowie zwei römische Marmorbildnisse, das männliche sehr beschädigt, nicht mehr feststellbarer Herkunft. Von dem so gemehrten Besitz an Originalen wurde jedoch im Unterricht kein erheblicher Gebrauch gemacht, wie er denn auch in den gedruckten „Führern“ (S. 19) nur summarisch oder gar nicht verzeichnet ist.

Mit aller Kraft und Liebe dagegen widmete sich der Verfasser einer ausführlichen Geschichte der griechischen Plastik und der „Kunstmythologie“ dem Ausbau der Gipssammlung. Bei seinem Amtsantritt in einem Saal von gegen 160 qm enthalten, füllte sie nach seinem Tode deren vier von beinahe 1200 qm, keine der größten, aber immerhin schon eine der größeren ihrer Art. Zu solcher Leistung bedurfte es auf seiten des Direktors vor allem zäher Ausdauer im wiederholten ausführlichen Darlegen des Bedürfnisses nach erhöhter Dotation. Die stärkste Überzeugungskraft bewährte natürlich der Hinweis auf die Überlegenheit schon bestehender oder neugegründeter Lehrsammlungen zum Teil kleinerer Universitäten, wie auf die zu Bonn, Halle und — die reichste und schönste von allen — zu Straßburg. Der anfängliche Jahres-Etat von 250 Tln. stieg 1870 auf 400 Tln., 1882 auf 2180 M., wozu 220 M. für Bedienung und Aufsicht kamen. Eine ausgiebige außerordentliche Bewilligung für Ankäufe weisen die vorliegenden Akten nur für 1869 im Betrage von 1000 Tln. aus. Im übrigen wurde zum Zwecke der vorteilhaften größeren Anschaffungen wieder nur das Ordinarium auf mehrere Jahre vorgeschossen. Eine langwierige Verschuldung dieser Art durch unvorhergesehenes Steigen der Transportkosten verursachte, wie unter Jahn die erste Londoner, im Jahre 1854 die erste römische Gipssendung. Sie brachte unter anderem eine Auswahl von Aegineten. Die sonstigen wichtigen Etappen in dem langsamen Ausbau der Sammlung anzuführen, würde vielleicht nicht alles Interesses für Fachgenossen entbehren, aber zuviel Raum beanspruchen. Es sei dafür wenigstens auf die gedruckten „Führer durch das archäologische Museum“, den ersten von 1859, den zweiten von 1881 — an dem Georg Ebers als selbständiger Leiter der früher von Overbeck möglichst bereicherten ägyptisch-vorder-

asiatischen Sammlung mitarbeitete —, und den Nachtrag von 1891 verwiesen. Dort stehen auch die zahlreichen Geschenkgeber gewissenhaft verzeichnet, niemand häufiger als Studierende, aus früheren Jahren die Hörer der kunstgeschichtlichen Vorlesungen, besonders regelmäßig die Mitgliedschaft der Archäologischen Gesellschaft und des Seminars, die der Lehranstalt in dieser Form einen Teil ihrer Stipendien und Preise (S. 15) zurückzugeben pflegte, gelegentlich auch einzelne, unter denen nur Alphons Dürr und Konrad Lange als Stifter des Praxitelischen Hermes hervorgehoben seien.

Neben der Vermehrung beschäftigte Overbeck mit der Zeit auch die Konservierung der Abgüsse, die ja in Leipzigs feuchter und rußiger Luft noch schwieriger ist als anderswo. Im Jahre 1886 beantragte er beim Ministerium, die bereits verschmutzten Gipse mit dünner Ölfarbe zu streichen, die frischen nach dem Dechendschen Verfahren mit Barytlösung zu tränken. Ersteres wurde, nach einigen wenig geglückten Proben, dank einem Gutachten Georg Treus, abgelehnt, die Tränkung dagegen zum Teil ausgeführt. Aus Versehen wurde sie auch mehreren schon gestrichenen Gipsen zuteil, wobei das Blei der weißen Farbe in einer Art schwärzlicher Flechte zutage trat. Das in Berlin mit Erfolg angewandte Reinigungsverfahren Dr. von Dechends führte hier nicht zu dem versprochenen Ergebnis, obgleich der Erfinder es persönlich leitete. Das ganze Unternehmen, den kostspieligen Spritzapparat eingerechnet, verschlang an die 2700 M.

Die unter Becker eingerichteten Institutsräume im Fridericianum (S. 10), an die 240 m im Geviert, waren schon nach Jahns Anschaffungen wohl besetzt. Overbeck mußte sie bis auf das letzte Plätzchen vollpacken, bis ihm 1868 die längst vorgeschlagene bescheidene Erweiterung zuteil wurde: die anstoßende Hälfte des Erdgeschosses im benachbarten „Eckgebäude“ an der Universitätsstraße mit rund 130 m Zimmerfläche, gegen 4 m hoch, ursprünglich eine kleine Wohnung, jetzt in Kaufläden umgewandelt. Da sie etwa 1,50 m tiefer liegt führte eine breite Treppe aus dem alten Statuen-saal hinab. Um die soviel höheren Räume des Fridericianums alle für Abgüsse zu benützen, verlegte man den Hörsaal und das Direktorzimmer an die damals geräuschvollere Universitätsstraße. Das letztere

trat Overbeck 1873, als er selbst in die Nachbarschaft gezogen war, seiner Archäologischen Gesellschaft ab. Im folgenden Jahre wurde etwas Raum frei, aber nur, indem der ägyptische Bestand des Museums, der Leitung von Ebers unterstellt, ins Augusteum übersiedelte.

Dorthin folgte das Archäologische Institut erst 1881, als die dafür längst ins Auge gefaßten Räume endlich durch Überführung des Zoologischen Museums in seinen Neubau frei wurden. Hier konnte sich die ganze Antikensammlung endlich in durchaus würdigen Räumen ausbreiten, wesentlich kunstgeschichtlich angeordnet, wie sie der erwähnte „Führer“ von 1881 beschreibt. An der Kirchseite im ersten Geschoß, das heute die Universitätskanzleien einnehmen, bargen zwei Zimmer und zwei Säle die altertümliche Kunst von der ägyptischen bis zur „reifarchaischen“ der Griechen, die — wie vor Julius Lange noch möglich war — bis auf Myron herab erstreckt wurde. Das zweite Geschoß dieses Flügels nahm ein einziger mächtiger, der Länge nach durch drei Pfeilerreihen geteilter Saal ein. Er war der „Blütezeit“ gewidmet. Längs der „Hofseite“ der Aula folgte, durch deren damalige Galerie verbunden, das „Reliefzimmer“ und das „erste Miszellaneenzimmer“ mit den Originalen, daneben im „Bürgerschulflügel“, dort wo jetzt die Gesellschaft der Wissenschaften haust, das „zweite Miszellaneenzimmer“ mit den kleinsten Abgüssen, weiter der hellenistisch-römische Saal, zuletzt das Seminarzimmer und das Auditorium.

Diese zusammen etwas über 1100 qm großen Museumsräume vermochten noch den im Nachtrag zum „Führer“ von 1891 gebuchten stattlichen Zuwachs an Abgüssen aufzunehmen. Aber damals war schon ein weiterer Umzug beschlossen. Nachdem Overbeck 1890 die Gefahr der Verbannung seines Instituts in das dazu nicht geeignete Erdgeschoß der leider soweit entlegenen neuen Universitätsbibliothek abgewandt hatte, gelang es ihm, in Arwed Roßbachs Um- und Neubau des Kollegienhauses die Räume dafür zu erobern, die es noch innehat (S. 36).

Den 1894 beginnenden Umzug ausreichend zu überwachen hinderte ihn seine letzte langwierige Krankheit. Zwar das Seminar fand im alten Trierschen Institut am Grimmaischen Steinweg leicht

Unterkunft für die Zwischenzeit. Aber die antiken Originale verstaubten ungeschickte Hände, wobei wenigstens ein wertvolles Stück, eine kleine panathenäische Amphora, verloren ging. Und die Abgüsse wurden von Maurern mit wenig Rücksicht in einem der neuen Säle zusammengeschleppt, nachdem einige von ihnen in dem abgedeckten Obergeschosse des Augusteums durch unvorhergesehenen Sommerregen schwer gelitten hatten. Im Oktober 1895 begann Overbeck mit der Neuaufstellung. Aber schon am 8. November rief ihn der Tod von dieser letzten Arbeit hinweg. Er nahm ihm die Freude, alte Wünsche noch erfüllt zu sehen, wozu unter anderem das Eintreffen einer — bislang der letzten — großen Gipssendung aus Athen und der von Overbeck immer hochgeschätzten Dirkegruppe gehörte. Sein Andenken zu erhalten hilft eine Büste im Bibliothekszimmer des Instituts.

DAS ARCHÄOLOGISCHE INSTITUT IM NEUBAU DER UNIVERSITÄT.

Der alsbald zum Ersatz aus Freiburg i. Br. berufene gegenwärtige Direktor vermochte das neue Amt erst im Oktober 1896 anzutreten. Indes widmete er schon einen Teil der Osterferien der — einstweilen von Curt Wachsmuth verwalteten — Anstalt, die nun von Amts wegen den zusammenfassenden Namen Archäologisches Institut erhielt. Das infolge der Krankheit Overbecks seit drei Semestern ruhende Seminar wurde sofort in Tätigkeit gesetzt, nicht ohne wirksamen Beistand der Schwesteranstalt für neuere Kunstgeschichte. Seit Herbst 1897 konnten auch alle Räume des Museums wieder für den Unterricht benutzt, im Februar darauf dem unvergeßlichen König Albert gezeigt, am Winckelmannsfeste 1898 in Gegenwart des Rektors Hauck und des Oberbürgermeisters Dr. Georgi aufs neue für das Publikum eröffnet werden. Auch die folgenden zehn Jahre brachten viel Neues. Ist es doch nicht mehr als selbstverständlich, daß der Ersatz eines langjährigen, schon betagten Leiters durch einen viel jüngeren die Ansprüche der Zeit entschiedener zur Geltung bringt. Nicht ebenso selbstverständlich

ist es, daß die dafür notwendigen Mittel von seiten des Staates oder einsichtiger Gönner meist rechtzeitig zur Verfügung standen.

Die Institutsräume, die sich vom Johanneum durch das Albertinum bis ins Augusteum erstrecken, sämtlich im Erdgeschoß, veranschaulicht der Plan auf S. 36. Sie sind, mit Ausnahme des 6,30 m hohen Oberlichtsaales IV, insgesamt 5,05 m hoch und mittels nah an die Decke hinangeführter Bogenfenster gut erhellt.

Das Antikenmuseum füllt die vier großen Säle mit den anstoßenden langen Gängen, insgesamt rund 1350 qm. Overbeck hatte ihrer in richtiger Vorsorge schon 300 mehr beansprucht und glaubte mit dem Erreichten nicht anders auszukommen, als um den teuren Preis abermaliger Lostrennung des ägyptisch-vorderasiatischen Teiles (S. 19). Dem wurde dadurch vorgebeugt, daß sich der Direktor dieser Sammlung bis auf weiteres mit dem westlichen, von Norden her trefflich erleuchteten Gänge begnügte und die Ausnutzung aller Räume, einstweilen noch Saal IV abgerechnet, durch das Einfügen hölzerner, bis zur Kämpferhöhe der Bogenfenster hinaufreichender Zwischenwände befördert wurde (auf dem Plane gestrichelt). Sie bieten nicht nur mehr ruhigen Hintergrund, sondern zugleich Postamente für Stücke, die hohe Aufstellung vertragen. Bei dieser Einteilung blieb noch der Pfeilergang längs dem Oberlichtsaal, ein abgesehen von den Lichthoffenstern an beiden Enden nicht genügend heller Raum, unbesetzt, um durch Vorhänge und Gitter abgeschlossen als Magazin und, zunächst im westlichen Teil, als bescheidene Werkstatt zu dienen. Für größere Arbeiten müssen freilich Abteilungen der Säle in Anspruch genommen und, solange nötig, gesperrt werden. Von der freigebliebenen Mitte dieses Korridors führt eine Treppe nach IV hinab, wo der Boden 0,97 m tiefer liegt, zu großer Erschwerung des Versetzens beträchtlicher Lasten. Diese Not wird zur Tugend gemacht, indem an der Osthälfte des Saales der Podest zwischen den Pfeilern und, 1903 hinzugefügt, eine ihm vorgesetzte Reihe starker eisenbeschlagener Tische, die gewöhnlich fest verbunden, aber doch jeder auf Rollen beweglich sind, ein erhöhtes Podium bilden, worauf Kunstwerke zu Vorträgen zusammengestellt werden (Taf. II). Vor die Stuhlreihen können für eine beschränkte Hörerzahl fahrbare

Schreibpulte gerückt werden. Selbstverständlich sind auch die meisten Basen, sogar einige von Reliefs, auf Rollen gesetzt. Dabei hat willkürliches Abgehen der Arbeiter von der vorgeschriebenen Technik des Dresdner Albertinums viel Schaden und Reparaturen verursacht. Nur die ganz großen (im Plan punktiert eingetragenen) Postamente sind unbeweglich; sie dienen nach demselben, auch sonst dankbar benützten Vorbilde als Magazine, das des farnesischen Stieres in Saal IV auch als Dunkelkammer. Die Wände trugen ursprünglich alle den altherkömmlichen Anstrich in „Pompeianischrot“, obgleich solch ein satter warmer Ton als Hintergrund für die weißen Gipse viel ungünstiger wirkt als hellere kühle Farben, wie sie z. T. schon Michaelis in Straßburg, dann andere anwandten. Doch konnten wenigstens die Säle II und IV samt den Gängen noch umgetüncht werden, wofür sich mit Rücksicht auf jenes Braunrot nur ein gedämpftes Grün empfahl. Es bildet, auch für Vorhänge und Glasschränke angewandt, den Grundton im Museum. Zur Regelung des Lichtes dienen auf- und abwärts reffbare Rouleaus. Dafür und sonst erweisen sich die Bogenfenster ungünstig. Die Ausstellungsräume erhielten, obgleich es nicht vorgesehen war, elektrisches Bogenlicht, Werkstatt und Magazin Gasglühlicht. Die Dampfheizung wirkt als solche gut, aber sie wandelt den Staub zu Ruß und schwärzt rettungslos die über den Heizkörpern angebrachten Gipse, was leider nur durch Anstrich mit Wachsfarbe abzuwenden ist (S. 18).

Abgüsse bilden noch immer den Hauptinhalt der griechisch-römischen Sammlung. Ihre möglichst genau kunstgeschichtliche Anordnung veranschaulichen die Schlagwörter des Planes. Nur da und dort sind gleichartige Gegenstände über längere Zeiträume hin zusammengefaßt, so die Grabreliefs der griechischen Blütezeit (Saal III 1, 2) und die in zwei Vitrinen geborgenen kleinsten Figürchen (Saal I 1 und III 2). Den Ausgangspunkt der historischen Folge gab der Ort der ägyptischen Abteilung. In erfreulicher Übereinstimmung damit zeigt Saal IV die hellenistische und römische Kunst, die ja modernem Empfinden am nächsten steht, durch die Glastüren der Nordseite den in der zentralen Wandelhalle Verkehrenden. Die Gipse standen ursprünglich nicht allzu gedrängt,

und für griechische Reliefs, die sich hoch anbringen lassen, sind immer noch einige Flächen übrig. Dagegen ist es schon seit Jahren unmöglich geworden, mit den Statuen überwiegend an den Wänden zu bleiben und die Zwischenräume für improvisierte Auditorien der beschriebenen Art frei zu behalten. Hat sich doch seit dem Tode Overbecks die Gipssammlung rund von 850 auf 1350 Inventarnummern vermehrt. Dazu trugen mit namhaften Schenkungen unter anderen die Philologische Gesellschaft in Leipzig (bekannt als Herausgeberin der Charaktere Theophrasts), Dr. Carl Jacobsen in Kopenhagen, E. P. Warren und John R. Fothergill (der Übersetzer von E. Löwys „Naturwiedergabe“) in Lewes, durch Preisermäßigungen der Louvre und der auch sonst immer hilfreiche gute Nachbar in Dresden bei. Der wichtigste Zuwachs betrifft die delphischen Funde, das antike Porträt — wo einmal, für Menander, eine selten lange Reihe von Wiederholungen zu lehrreicher Vergleichung zusammengebracht ist — und die römische Plastik, diese freilich noch lange nicht ausreichend vertreten; sie fordert Wandflächen, wie sie nicht, hoffentlich noch nicht, zur Verfügung stehen.

Erheblichen Raum beansprucht nachgerade auch die, wie berichtet, von Becker und Jahn für ihre Zeit ausgiebig begründete, später nur gelegentlich vermehrte Sammlung antiker Originalwerke. Solche zu sehen und genau zu prüfen ist auch für den Studierenden immer unumgänglicher geworden, je mehr sich die Kunstforschung verfeinert und vertieft hat. Soll der Unterricht darin nicht zum Monopol der wenigen Hochschulen werden, die mit beträchtlichen Museen am gleichen Orte leben oder, wie Würzburg, selbst ein solches besitzen, dann müssen sich die übrigen das Notwendige selbst beschaffen. Auch darin ist auf archäologischem Gebiete Bonn allen anderen mit glänzendem Beispiel vorangegangen. Diesem möglichst nahe zu kommen war das Institut neuerdings nicht bloß auf zufällige Geschenke angewiesen, von denen nur das köstliche griechische Mädchenköpfchen Taf. III 4, ein Vermächtnis des bekannten Leipziger Gemäldesammlers Julius O. Gottschald, hervorgehoben werden kann. Es durfte seinen Antikenbesitz in weit größerem Stile zum Teil planmäßig vervollständigen. 1897 erwarb das Unterrichtsministerium mit 4000 M. die von Friedrich Hauser,

einem der ersten Kenner dieses Gebietes, für Lehrzwecke angelegte „Sammlung von Stilproben griechischer Keramik“, zu der gleich beim Ankauf und nachträglich noch durch Schenkung Hausers nicht wenig, auch an kleinen archaischen Tonreliefs, hinzukam, was in der Publikation fehlt¹⁾. Ein solches unediertes Stück ist das unteritalische, in Technik und Stil den Kabirionvasen verwandte Alabastron Taf. V 1. 1901 erhielt die Anstalt von der Generalverwaltung der Kgl. preußischen Museen einen wohlbemessenen Anteil an den Dubletten der troianischen Sammlung Schliemanns, der aus Hubert Schmidts Beschreibung (S. 331 ff.) ersichtlich ist. Dazu fügte der Franzose Herr Paul Gaudin einige Väschen aus seinen Ausgrabungen zu Yortan in Mysien. 1903 schenkte die Deutsche Orientgesellschaft einen griechischen Holzsarg aus Abusir²⁾. Seit 1905 sorgten im Süden reisende alte Mitglieder des Seminars, Georg Weicker, noch ein Schüler Overbecks, und Herbert Koch, besonders aber Kurt Müller und, am ausgiebigsten von allen, Walter Müller, aus genauer Kenntnis des Vorhandenen mittels kleiner Schenkungen und wohlfeiler Ankäufe für die Ausfüllung empfindlicher Lücken des keramischen, aber auch anderer Teile der Sammlung. Unter dem, was ihnen verdankt wird, befinden sich einzelne wahre Museumsstücke. Hier können nur ein Paar Kleinigkeiten abgebildet werden: eine sardische Bronzefigur (Taf. VI 2) und eine Terrakottagruppe (Taf. VI 8) von menschenartig sich gebärdenden Widdern in dem Schema eines Knaben, der seinen trunkenen Herrn mit der Laterne heimgeleitet, aus Kentoripa. Daß sogar der teure, mitteleuropäische Kunsthandel bei guter Gelegenheit ausgenutzt werden konnte, ermöglichten die Herren Verlagsbuchhändler Fritz Baedeker, Dr. Heinrich Brockhaus, Dr. Hermann Credner, Dr. Alfred Giesecke und Arthur Seemann durch namhafte Spenden im Augenblick der Not. Mit ihrer Hilfe wurden 1905 zwei wohlerhaltene Graftsche Mumienporträts, trotz bescheidenem Kunstwert ausreichende Vertreter der beiden Techniken, der Mann in Tempera, die Frau enkaustisch gemalt (Taf. IV), 1907 zahlreiche kleinere Antiken, meist Dipylonvasen und tanagräische Tonfiguren

1) Jahrbuch des K. Deutschen Archäologischen Instituts XI, 1896, 177.

2) Watzinger, Griechische Holzsarkophage, 42 f.

von sicherer Echtheit (darunter das niedliche Persönchen Taf. VI 6, das im Typenkatalog Winters zu fehlen scheint) erworben. Auf gleiche Weise führte Herr Stadtrat Oskar Meyer 1908 der Sammlung das herrliche Bruchstück eines attischen Grabreliefs mit zwei fast halblebensgroßen Köpfen zu (Taf. III 1). Wie beträchtlich Herr Credner den Anschaffungsfonds gemehrt hat, davon später (S. 29).

Zu diesen heimischen Wohltätern des werdenden Antikenmuseums trat als der bedeutendste ein nordamerikanischer Kunstfreund, Herr Ed. P. Warren, auch zu Lewes in Sussex wohnhaft. Das was bei seiner großartigen Sammeltätigkeit für das rasch emporgeblühte Fine arts Museum zu Boston an minder kostbaren kleinen Altertümern in seinen Händen blieb, verteilte er 1901, von Friedrich Hauser beraten, an deutsche Universitätssammlungen, wobei Leipzig den Löwenanteil davongetragen zu haben scheint: zahlreiche Tonfiguren überwiegend kleinasiatischer Herkunft, die Mehrzahl allerdings nur Bruchstücke, aber dazwischen so wichtige, wie das wohl auch bisher nicht bekannte, am Boden sitzende alte Weib (Taf. VI 7) aus einer lesbischen Sammlung, in aller Skizzenhaftigkeit ein Meisterwerk des hellenistischen Verismus, oder das Idol (Taf. VI 5) vom Typus der ephesischen Artemis, falls in Athen nicht bloß verhandelt, sondern auch gefunden und gemacht, vermutlich die dort von den Söhnen des Themistokles eingeführte Leukophryene aus Magnesia; ferner einige gute Bronzen und mehrere treffliche Vasen, z. B. den schönen Krater mit Stieropfer, wie es scheint nach dem Fackellauf (Taf. V 4), eine feine Schale in der Art des Töpfers Sotades und die bereits veröffentlichte Amphora aus Südetrurien mit rotfigurigen Bildern von merkwürdigem Inhalt wie Stil¹⁾. Diese erste große Gabe tritt aber in den Schatten zurück hinter der neuen von 1908, zu der sich Herr Warren mit seinem englischen Freunde John Marshall, der jetzt dem Museum zu New York dient, vereinigte: über 260 Antiken fast aller erdenklichen Gattungen. Da sind nicht nur Schleuderbleie, Glaspasten, Münzen, Tonfiguren — darunter die Variante einer schon bekannten Karikatur Taf. VI 9 — und Vasen — von denen eine der kleinsten und hübschesten das

1) Jahreshefte des österr. archäologischen Instituts VI 1903, 140.

altkorinthische Ölfäschchen Taf. V 2 ist —, auch zwei klazomenische Sarkophage, ja sogar große Skulpturen: mehrere prächtige Stücke römischen Architekturornaments aus verschiedenen Perioden, fünf schöne Fragmente attischer Grabreliefs der Blütezeit, die meisten viel umfassender als der Frauenkopf Taf. III 3, eine mannigfaltige Reihe von zehn Köpfen und Büsten, Idealtypen und namentlich Porträts, z. B. das herrliche Alexanderköpfchen Taf. III 2, Menander und Tiberius sowie die trefflichen namenlosen Römer Taf. IV, der bartlose, etwa im Stile des sogenannten Cato (mit Porcia), zum Einsetzen in Opfertoga hergerichtet, leider stark geputzt, der bärtige wohl derselbe Mann wie der angebliche Verus der Ny Carlsberg Glyptothek (Nr. 706), endlich einige statuarische Bruchstücke, z. B. ein Torso genau im Typus der Diana von Versailles.

Es wird noch geraume Zeit währen, bis alle diese Schätze — gegen 900 Antiken, die zahlreichen kleinen Vasenscherben nicht mitgerechnet — so würdige Aufstellung gefunden haben, wie schon heute die besten Marmorsachen. Sogar die Werke der Kleinkunst müssen zum Teil noch magaziniert bleiben, um nur für Forschung oder Unterricht hervorgeholt zu werden. Immerhin sind bereits sieben, meist ziemlich große Glasschränke und sechs Schaupulte ausgestellt. Für alles Vorhandene, besonders auch für die mächtig angewachsene ägyptisch-vorderasiatische Sammlung und das viele, was noch kommen muß, Raum zu schaffen, hat das Ministerium bereits einen dreiflügeligen Anbau rings um den Garten an der Südseite zugesichert, falls sich nicht gar Gelegenheit zu einem Neubau in der Nähe der Universität bietet. Auch dann wird schwerlich von der bisher befolgten Regel abzugehen sein, die Originale mitten unter den Abgüssen, womöglich den kunstgeschichtlich zunächststehenden, aufzustellen. Gegen die didaktischen Vorteile dieses Verfahrens dürften in einer Lehrsammlung ästhetische Bedenken kaum die Oberhand gewinnen. Aus ähnlichen Gründen, um den Nutzen und die Freude des Selbstfindens in Übungen nicht auszuschließen, wird von Aufschriften nur sparsamer Gebrauch gemacht. Doch darf und soll darin viel weiter gegangen werden als bisher. Wenigstens so lange, als der rasche Gang des Zuwachses und die nahe bevor-

stehende Raumerweiterung den Druck eines neuen Katalogs wider-
 raten und den Besuchern nur ein aufgesparter Rest von Exemplaren
 des alten Overbeckschen Führers mit Nachtrag (S. 18) in die Hand
 gegeben werden kann. Die unerläßliche Vorarbeit, ein möglichst
 nach der Zeitfolge geordnetes Zugangsinventar auch der alten Be-
 stände, forderte nach dem oben Gesagten (S. 11) viel Mühe und
 Zeit, die sich den stark vermehrten laufenden Geschäften nur all-
 mählich absparen ließ.

Wo die Universitätsbibliothek so vielseitig in Anspruch genom-
 men wird, durfte ein Institut, das wirklich als Seminar, als Pflanz-
 schule für wissenschaftliche Arbeit dienen soll, nicht länger ohne
 eigene Handbibliothek bleiben, wozu sich kaum ein Anfang vor-
 fand (S. 10, 16). Sie mußte zunächst, teilweise aus dem Nachlaß
 Overbecks, mit bescheidenen Mitteln gegründet werden. Um so
 dankbarer ist der beträchtlichen Gaben zu gedenken, welche sogleich
 die Verlagsfirmen Baedeker, Brockhaus, Hirzel, E. A. Seemann
 und B. G. Teubner sowie Professor Julius Vogel, ein alter Senior
 des Overbeckschen Seminars in Leipzig, dann auch das Kais. Ar-
 chäologische Institut und die Archäologische Gesellschaft in Berlin
 beisteuerten. Mit den Jahren hat sich die Zahl der gedruckten Werke,
 die beim Einzug in das neue Heim, alles mitgerechnet, gegen 30 Num-
 mern betrug, auf mehr als 700 mit annähernd 1400 Bänden erhöht.
 Manches muß demnach immer noch möglichst dauernd von der Uni-
 versitätsbibliothek entlehnt werden. Die eigenen Tafelwerke bleiben
 für bequemern Gebrauch in Unterricht und Studium ungebunden,
 zum Schutze nur kartoniert oder auf Leinen gezogen, nicht wenige
 in Sönneckensche Selbstbinder gefaßt, die sich sogar auf größte
 Formate, z. B. Salzmanns Camiros, anwenden lassen. Auch die Text-
 bänden angefügten Tafeln werden, dies nach dem Vorbilde des kunst-
 historischen Instituts, lose in hinten angebrachten Taschen oder Riegeln
 verwahrt. Die unleugbaren Gefahren dieser Einrichtungen haben bisher
 nur sehr wenig Schaden gebracht, dank der grundsätzlichen Beschrän-
 kung des unbewachten Zutritts zur Bibliothek auf vertrauenswürdige
 Personen.

So kann auch die Photographiensammlung unverschlossen
 darinnen stehen. Sie ist von den rund 1900 Blättern Overbecks

auf etwa 5500 angewachsen, wobei Serien mit gedrucktem, buchartigem Text, wie die „Einzelaufnahmen“, nicht mitzählen. Hier wäre gleichfalls vielen Gebern zu danken. Hervorgehoben seien nur die Pariser Professoren Maxime Collignon und E. J. Marey, der Physiologe, der die Sammlung von Momentaufnahmen nach der Natur bereichert hat.

Das an den ägyptologischen Korridor des Museums anstoßende Bibliothekszimmer ließ sich nur durch den Verzicht auf den ältesten Kern des Instituts (S. 5), einen besonderen Hörsaal, beschaffen. Es behielt jedoch das auch für den neuen Zweck dienliche gedeckte Bogenlicht der Auditorien, woneben es, gleich dem benachbarten Sitzungs- und Arbeitszimmer des Seminars und dem des Direktors, Glühlicht über allen Arbeitsplätzen hat. Diese Räume sind zwar schon wohlgefüllt, dürften aber bei vollster Ausnützung auch der beträchtlichen Höhe (5,05 m) noch lange Jahre genügen. Im Seminarzimmer stehen nur die notwendigsten Handbücher und die, in Anbetracht der Nähe des philologischen Instituts, noch nicht sehr zahlreichen Klassikerausgaben, während die größten Wandflächen durch die doppelte Hörsaaltafel und Holzrahmen zum Anhängen beliebiger Bilder eingenommen werden. Im Direktorzimmer und dessen Annexen, einer kleinen Kammer und einem großen Wandschrank, werden seltener benützte Bücher, die meisten von den Urbestandteilen des Gipsmuseums, nämlich Gemmenabdrücke und Münzpasten (S. 3, 5) sowie bloß dem Unterricht dienende Hilfsmittel aufbewahrt. Diese sind Wandtafeln, nicht nur gedruckte nach Art der Launitzchen, auch eigens gezeichnete und kolorierte, z. T. von der Hand kunstfertiger Seminarmitglieder, zusammen bisher gegen 130 statt der übernommenen 23 Stücke.

Dazu kommen über 2500 Diapositive. Denn beim Amtsantritt des Direktors bewilligte das Ministerium sogleich einen Projektionsapparat, der dem Archäologischen Institut und dem für neuere Kunstgeschichte gemeinsam gehört. Er steht aber fast ebenso lange dauernd eine Treppe höher im Auditorium der letzteren Anstalt. Für die archäologischen Vorlesungen dient gewöhnlich der theaterförmige Hörsaal XI im Erdgeschoß, an der anderen Seite der Wandelhalle, trotzdem seine rund 190 Plätze die

bescheidene Frequenz dieses im Lehramtsexamen nicht geprüften Faches weit übertreffen. Hier wird im Laufe des Jubiläumsjahres neben dem seit 1907 vorhandenen großen Skioptikon ein bei den Zeißwerken in Jena bestelltes Epidiaskop errichtet. Es soll, die bisher gebauten Apparate dieser Art übertreffend, alle erdenklichen Gegenstände, die in einem Raum von $80 \times 80 \times 45$ cm Platz finden und den nicht geringen Wärmegrad vertragen, im (zurechtgestellten) Spiegelbild, also mit allen Farben, an die Wand werfen, und zwar je nach Bedarf in drei verschiedenen Vergrößerungen. Die zur denkbar vollendetsten optischen Ausführung erforderlichen Mittel, etwa 16000 M., hat ein bereits genannter Gönner, der Verlagsbuchhändler Hofrat Dr. Hermann Credner, gestiftet und auf Antrag des Direktors verfügt, daß das kostbare neue Lehrmittel nach Möglichkeit auch anderen Fächern mit verwandten Demonstrationsbedürfnissen dienen soll. So verspricht das Credner-Epidiaskop der ganzen Universität Nutzen und Ehre zu bringen. Dem Archäologischen Institut hat es nach dem Wunsche des Stifters schon einen Teil der 6000 M., die das Ministerium für denselben Zweck ausgesetzt hatte, als Vermehrung seines Anschaffungsfonds eingebracht.

Die Bewilligungen von seiten der Regierung in den letzten zwölf Jahren stellten sich wie folgt. Der jährliche Etat fürs Museum blieb lange annähernd der alte: 2030 M. Der für das Seminar wurde, mit Rücksicht auf die begründete Handbibliothek, gleich von der ursprünglichen Verpflichtung, Stipendien und Preise an die Mitglieder auszuzahlen, befreit, dann im Jahre 1900 von 750 auf 1500 M. erhöht. Beide Ordinarien wurden 1897 für „gegenseitig deckungsfähig“ erklärt, kürzlich in eines zusammengelegt und auf den Bonner Jahresbetrag von 5000 M. erhöht. Daneben gingen außerordentliche Bewilligungen einher. Der dem Vorgänger für den Umzug des Museums gewährte Betrag von 8000 M. wurde zum Zwecke der mancherlei von ihm nicht vorgesehenen Neueinrichtungen (Zwischenwände, Postamentrollen, elektrische Beleuchtung u. a. m.) um 5865 M. überschritten. Für weitere Ergänzungen der Einrichtung und der Sammlung (den Kauf der Hauserschen Vasen mitgerechnet), für Begründung und Ausgestaltung der Bibliothek, für Ankauf von Photographien und Diapositiven, endlich für Be-

schaffung erst des Skioptikons, zuletzt des Epidiaskops und einer vollständigen photographischen Einrichtung folgten einander mit kurzer Unterbrechung außerordentliche Zuschüsse, im ganzen etwa von 26 000 M. Soweit die „sächlichen Ausgaben“.

Daneben forderte die nach verschiedenen Seiten angewachsene Verwaltungsarbeit eine Entlastung des Direktors durch einen Assistenten, besonders für Bibliotheksdienst und Inventarisierung. Hierfür standen anfangs nur jährlich 400 M. zur Verfügung, bald aber das Doppelte. Für jene karge Entschädigung hat als erster Dr. Johannes Lamer, Overbecks letzter Famulus, dem Institute zur Zeit seiner Neugründung trefflich gedient. Ihm folgten, meist noch als Studierende, die Doktoren Oskar Nuoffer, Wilhelm Windisch, Walter und Kurt Müller. Seit Herbst 1905 bekleidet der Oberlehrer Dr. Georg Weicker, Verfasser des Buches über den Seelenvogel, den Posten, der alsbald mit einer festen Remuneration von 1200 M. ausgestattet wurde.

Dazu kam ein technisch geschulter Konservator und Aufwärter, natürlich für das ganze Antikenmuseum, den ägyptisch-orientalischen Teil mitbegriffen. Die feste Anstellung eines solchen Beamten empfahlen schon die übeln, oben (S. 18) nur zum Teil berührten Erfahrungen, die mit der Aufstellung und Konservierung der Abgüsse gemacht wurden, solange der ständige praktische Museumsdienst nur von einem Hausmann oder Kastellan im Nebenamte versehen und für jede besondere Verrichtung mehr oder minder sachkundige Hilfe von außen herbeigeholt werden mußte. Erst recht notwendig wurde ein technischer Konservator, sobald der Ausbau der Originalsammlung als eine Hauptaufgabe des Instituts galt. Als erster bekleidete den Posten seit 1898 Georg Wilhelm aus München, in Dresden geschult und als Hilfsarbeiter im Albertinum weitergebildet, dann hier bei der Neuaufrichtung der Gipse erprobt. Ein begabter, gelehriger und williger Mann, der manches Gute leistete — so vervollständigte er die Dresdner Rekonstruktion der alten Nike von Delos¹⁾ — trug er leider schon die Schwindsucht in sich, die ihn trotz aller vom Ministerium ermöglichten Schonung und Pflege 1902

1) Studniczka, Die Siegesgöttin, Taf. 2.

hinweggraffte. Vom gleichen Jahr an versieht diesen Dienst Franz Hackebeil aus Dresden so befriedigend, daß er aus der Klasse der Aufwärter, worin er 1350 und dann 1450 M. Gehalt bezog, 1908 in die der technischen Unterbeamten mit 1650 M. Anfangsgehalt (jeweils mit entsprechendem Wohnungsgeld) aufgerückt ist. Gelegentlich durch kleine Studienreisen sich weiterbildend, bewältigt er auch so große und schwierige Formerarbeiten, wie sie die Rekonstruktion der Artemis-Iphigenia-Gruppe durch den Direktor und den Bildhauer Professor Lehnert hier und in Kopenhagen beansprucht¹⁾. Kleinere Gipsabgüsse vermag das Museum jetzt viel häufiger abzugeben als früher. Daneben gehen die verschiedensten Arbeiten beim Zusammenfügen und Aufstellen von Originalwerken. Nur noch in seltenen Ausnahmefällen müssen auswärtige Kräfte herbeigeht werden. Endlich erlernte der Konservator aus eigenem Antrieb auch die Photographie, so daß allmählich ein ganzes Atelier dafür geschaffen werden konnte, wo unter anderem die Diapositive hergestellt werden. Unsere Tafeln beruhen fast ganz auf im Hause gemachten Aufnahmen. Nur Taf. III 4 zeugt von der freundlichen Hilfe, die besonders in früheren Jahren Amateurphotographen unter den Seminarmitgliedern, namentlich der Kunsthistoriker Dr. Ludwig Schnorr von Carolsfeld, auf diesem Gebiete leisteten. — Diese vielseitige technische Arbeit des Konservators brachte freilich den Übelstand mit sich, daß ihm für die größeren Verrichtungen eines Aufwärters zu wenig Zeit blieb. Auch dem hat das Ministerium 1908 abgeholfen durch Anstellung eines Hilfsdieners mit 900 M. Jahreslohn. Dafür leistet der junge Schreiner Göller zugleich nützliche Mitarbeit in der Institutswerkstatt. Wie durch die mannigfache Tätigkeit solch einer Versuchsanstalt das Verständnis der Studierenden für die technische Seite der Kunst gefördert wird, braucht kaum gesagt zu werden.

All der geschilderte Betrieb und Aufwand hat ja vor allem dem akademischen Unterrichte zu dienen. Dessen Kern bildet, nach wie vor, das Archäologische Seminar. Zwar ist seine Verfassung nicht mehr die strenge alte (S. 15), wie denn auch ihre Vorbedingungen, die

1) Jahrbuch des deutschen archäologischen Instituts 1907, Anzeiger 273.

Stipendien und Preise, zugunsten des Anschaffungsfonds fast ganz aufgehört haben. Den vorweg angekündigten Gegenstand der Seminararbeit bilden in der Regel geschlossene, nicht allzu weite Gebiete, die sich selten genau wiederholen. Als Beispiele seien, nicht in der Zeitfolge, genannt: Architektur-Inschriften und andere Beschreibungen von Bauwerken, auch aus Vitruv, die Burg von Athen nach Pausanias, der Bogenbau, Architekturornamente besonders Kymatien; die Entwicklung des Reliefstils, der Giebelkomposition, der statuarischen Gruppe, archaische Bildhauer, die ephesischen Amazonenstatuen und ihre Meister, die großen Bildhauer des vierten Jahrhunderts, Fragen aus der Geschichte des Porträts, römische Reliefs, die Ara Pacis; früharchaische Keramik, Vasenmaler der schwarzfigurigen, solche der rotfigurigen Technik, Polygnot, die Kypseloslade und andere von Pausanias beschriebene Bildwerke. Meist wird das Thema mit Hilfe der ganzen Literatur bis in alle Winkel seiner archäologischen Probleme verfolgt, möglichst in gemeinsamer Diskussion, die jedoch Vorträge einzelner Mitglieder über den betreffenden Abschnitt einzuleiten pflegen. Von vornherein schriftlich eingereicht werden sie nicht, öfter aber nach Abschluß der Diskussion knappe Referate, gelegentlich als Konkurrenzaufgabe, wofür neuerdings auch wieder kleinere Preise verliehen worden sind. Im ganzen mag etwas zu wenig geschrieben worden und darin in Zukunft mehr zu tun sein. Die mit Absicht in engen Grenzen gehaltene Zahl der Teilnehmer betrug ganz zu Anfang, nach der dreisemestrigen Pause (S. 20), nur durchschnittlich fünf, dann zwischen 9 und 14. Es pflegten, in heilsamer Mischung, etwa zu gleichen Teilen Philologen, Archäologen und neuere Kunsthistoriker zu sein, welche letztere freilich seit einigen Jahren seltener ins Archäologische Seminar eintreten. Bedingung der ordentlichen Mitgliedschaft ist ein tüchtiges Referat, der außerordentlichen die Teilnahme an archäologischen Übungen außerhalb des eigentlichen Seminars. In diesem finden im Bedarfsfalle auch noch Privatissima für die wenigen angehenden Archäologen von Fach und wer sich ihnen anschließen mag statt, um ganz spezielle Fragen, etwa im Anschluß an neue Publikationen, abzuhandeln, oft ohne angezeigt zu sein. Ebenso wurden jahrelang beim Direktor zwanglose Leseabende für archäologisch und kultur-

geschichtlich wichtige Schriftsteller, besonders Dichter, abgehalten und dabei Fragen wie die nach dem Wechsel der landschaftlichen Schilderung im Laufe der Zeiten geprüft. Nicht selten unternimmt das Seminar Ausflüge nach den benachbarten Museen in Dresden, Altenburg und namentlich Berlin.

Zur Vorbereitung auf das Seminar, gleichsam als Proseminar, dienen leichtere Übungen, wie sie Overbeck, nach älterem Brauch, im Seminar selbst vornahm (S. 15). Hier werden, soweit unsere Studenten dazu zu bewegen sind in gemeinsamer Erörterung, meist Bildwerke beschrieben und erklärt, die vorher genauer zu betrachten ein oder zwei Teilnehmer Gelegenheit hatten, grundsätzlich ohne dabei gelehrte Literatur zu benutzen, allein auf die eigenen Augen und auf die eigene Klassikerlektüre angewiesen. Liegt auch der Hauptnachdruck auf dem Einüben der Sprache antiker Kunst, so werden doch die Gegenstände so gewählt, daß sie zugleich eine Fülle stofflicher Belehrung darbieten. Fast immer gehören sie auch in diesen Übungen einem irgendwie geschlossenen Bereich an, so der troianischen oder thebanischen, der Herakles- oder der Theseus-sage, der griechischen oder römischen Geschichte, dem Bühnenwesen oder der Agonistik, der Götterwelt oder der des Porträts, seltener rein kunstgeschichtlichen Kategorien, wie der Geschichte der Vasenmalerei oder der Reliefkunst. Die Zahl der Teilnehmer, worin meist die Philologen vorherrschen, sinkt nicht leicht unter zwanzig, steigt eher höher, bis zu vierzig und gelegentlich über fünfzig, was freilich für wirkliche Übungen im Sehen meist zu viele sind. Denn selten können weithin sichtbare Objekte wie Statuen oder Projektionsbilder, in der Regel nur „Vorlegeblätter“ oder gar aus mannigfachen Werken zusammengesuchte Bilder desselben Gegenstandes vorgenommen werden. Doch wird die Erscheinung des wirklichen Kunstwerkes wenn irgend möglich durch das Vorzeigen entsprechender Originale veranschaulicht.

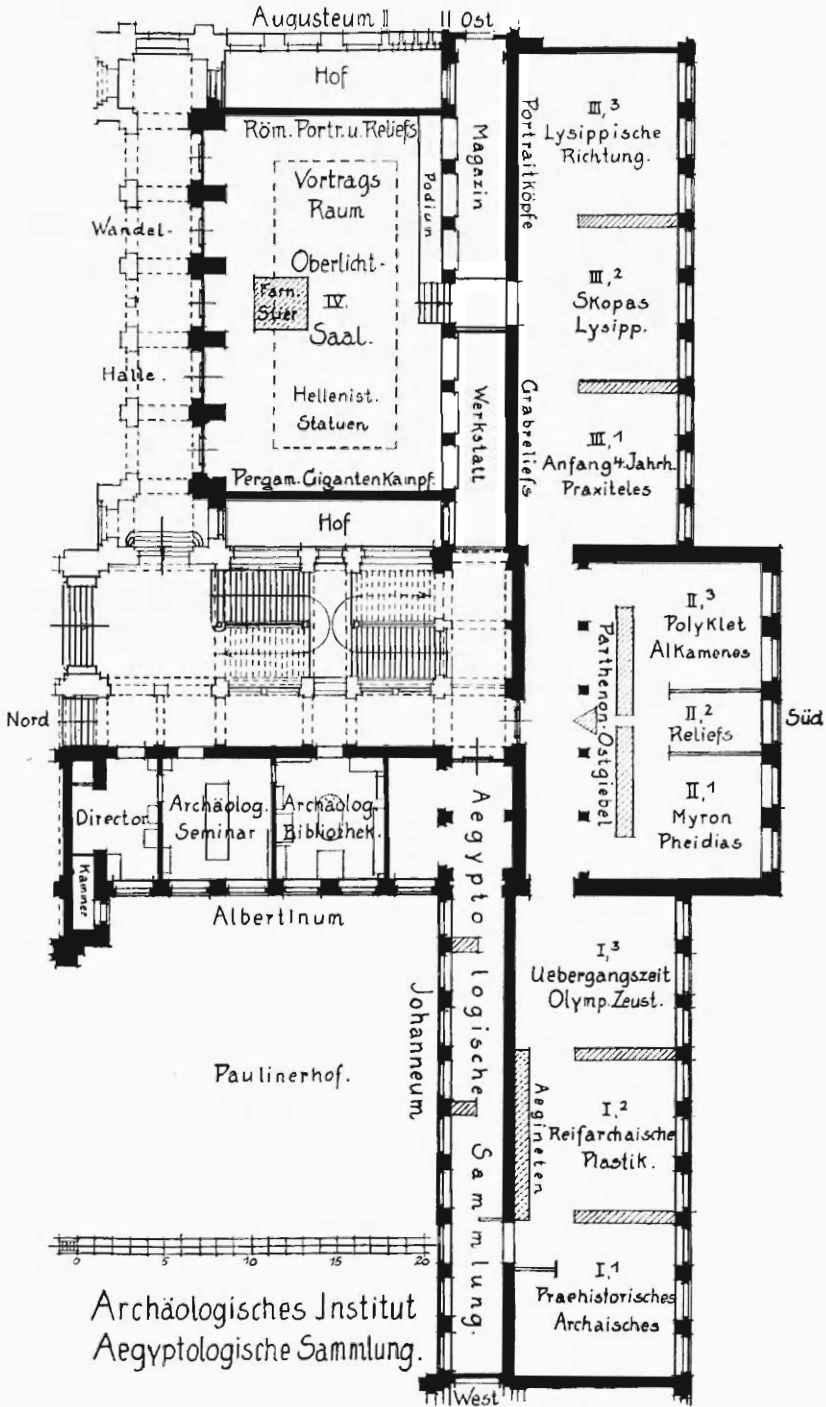
Die Lehrvorträge behandeln in der Regel nach einer Einleitung über Wesen, Methoden, Quellen und Geschichte der Archäologie in zwei Semestern die griechische, in einem die italisch-römische Kunstgeschichte, dann die äußeren Kulturformen des antiken Lebens, besonders des häuslichen, und die Darstellung gött-

licher Wesen, nebenher in kleineren Vorlesungen wichtige Denkmälerplätze, besondere Kunstgattungen wie die Plastik, das Porträt, die Gräberkunst oder eine Reihe antiker Kunstbeschreibungen. Wenn es sich um Plastik handelte, wurde früher, als das Museum noch weniger gefüllt war, in dem betreffenden Raum ein Auditorium improvisiert (S. 21 f.). Jetzt ist das nur noch in dem Oberlichtsaal IV leicht möglich, jedoch nur um den Preis langwieriger Vorbereitungen, wofür die Arbeitskräfte selten täglich zur Verfügung stehen können. Auch sitzt der nachschreibende Student im Hörsaal doch bequemer und der Projektionsapparat, besonders das im Bau befindliche große Epidiaskop (S. 29), gestattet ohne viel Umstände eine weit vollständigere, wirksame Illustration. Um ihren Gefahren vorzubeugen, werden indes nach Möglichkeit die Originalabbildungen, lose Blätter und Bücher, auf einer eigens konstruierten Staffelei zusammengeordnet in den Saal gefahren, kleinere Abgüsse und Originale dazugestellt.

Die Verwertung eines so großen und kostbaren Lehrapparates pflegt sich indes nicht auf den engen Kreis der Universität zu beschränken. Auch das Leipziger Antikenmuseum ist seit seiner Gründung (S. 11) dem Publikum unentgeltlich zugänglich, neuerdings Sonntags von 11—1, die langen Ferien freilich ausgenommen. Schon Overbeck hatte zeitweilig dort Wißbegierigen Rede gestanden, wohl auch gelegentlich vorgetragen. Dies ist jetzt um so notwendiger, als den Besuchern noch kein neues Verzeichnis des so sehr vermehrten Bestandes in die Hände gegeben werden kann (S. 27). Aber auch davon abgesehen wirkt die lebendige Rede auf die meisten stärker, als das knappe gedruckte Wort. Darum hatten die beiden jetzigen Direktoren nach dem Beispiel anderer hiesiger Kunstsammlungen unentgeltliche Vortragsreihen eingeführt und konnten sie, nach längerer notgedrungener Unterbrechung wegen ungenügender Dienstkräfte, seit 1907 als ständige Institution wieder aufnehmen. Diese gutbesuchten Sonntagsvorträge durch ein- bis zwei-, seltener dreiwöchige Pausen getrennt, behandeln entweder in ganzen Reihen zusammenhängende kunstwissenschaftliche Themata oder erläutern einzelne Gruppen von Museumsgegenständen, etwa wichtige neue Erwerbungen oder auch eine Weihnachtsausstellung von zu Geschenken sich eignenden Reproduktionen,

deren beste Bezugsquellen beigeschrieben sind. Nicht minder wird die Bibliothek auch Nichtgelehrten, die dort Auskunft oder Vorlagen suchen, am häufigsten einigen von ihren Mitbegründern unter den Verlegern, zur Verfügung gestellt. Dieser Tätigkeit für den weitem Kreis auch der nichtakademischen Mitbürger danken es die beiden am Antikenmuseum beteiligten Institute nicht zuletzt, daß ihnen zur Ergänzung dessen, was der Staat leisten zu können glaubt, so beträchtliche Privatmittel zufließen.

Für eine idealen Zwecken dienende Gemeinschaft kann nicht leicht etwas Erhebenderes und Erfrischenderes gedacht werden, als ein rechtes festgewurztes Jahresfest. Ein solches feiert die deutsche Archäologie am (oder nahe dem) Geburtstage der eigenartigen und starken Persönlichkeit, auf die sie ihre Erhebung zum Rang einer Kunstwissenschaft zurückführt, dem 9. Dezember. Dieses Winckelmannsfest beging nach den erhaltenen Aufzeichnungen in Leipzig zuerst 1856 Overbecks Archäologische Gesellschaft in Gegenwart anderer Studierender und Dozenten mit Vorträgen des Leiters und einiger Mitglieder, als sie den Hörsaal im Fridericianum (S. 10) mit derselben Döllschen Büste des Heros schmückte, die noch heute dem Seminarzimmer seine Weihe gibt. 1868 trat die Feier im Schützenhause zum erstenmal vor einen weiteren Kreis, zu dem der Kaufmännische Verein eine Abordnung stellte. Seitdem scheint sie ziemlich regelmäßig begangen worden zu sein, aber zumeist nur in Form eines Seminarkommerses mit Vorträgen bei Bier und Zigarre, wie es noch 1906 geschah. Dieser Kommers ist geblieben und nur immer fröhlicher geworden durch allerhand gesprochenen, geschriebenen, gezeichneten, gemalten und selbst modellierten Scherz, der auch den Herrn Direktor und andere Lehrer nicht verschont. Die Vorträge aber bilden, in das neuingerichtete Museum oder auch den Skioptikonhōrsaal XI verlegt, einen festlich ernsten ersten Teil der Feier, gehalten nur ausnahmsweise von flügge gewordenen Seminarmitgliedern, meist von den Direktoren der Sammlung und den Fachgenossen oder Fachnachbarn der Universität, der städtischen Museen, gelegentlich sogar der Residenz, gern angehört von der stattlichen Gemeinde der Freunde antiker Kunst, die dadurch immer mehr auch zu Freunden der Anstalt werden.



In dieser Weise bemüht sich das Archäologische Institut seiner Aufgabe gerecht zu werden, nicht etwa der antiken Kunst den im Lichte geschichtlicher Betrachtung zerflossenen Nimbus unbedingter Vorbildlichkeit zu erhalten, wohl aber an seinem bescheidenen Teile dafür zu sorgen, daß „nicht der Frühling aus dem Jahre schwinde“, daß nicht „die Menschheit dieser ihrer schönsten Jugend vergesse“¹⁾.

1) Worte von Benndorf, Über die jüngsten geschichtlichen Wirkungen der Antike, Vortrag in der feierlichen Sitzung der K. Akademie, Wien 1885, am Ende.

Die Seitenzahlen

des Sonderabdruckes sind um 27 kleiner als die der „Festschrift zum 500jährigen Jubiläum der Universität Leipzig“ Band IV, 1, die nur in den Verweisungen auf den Tafeln stehen geblieben sind.



Vortragsraum im Oberlichtsaal des Archäologischen Instituts (S. 48).



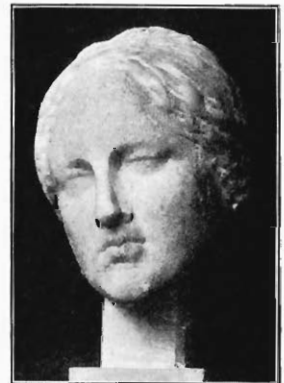
1. Attisches Grabrelief mit fast halblebensgroßen Köpfen und den Inschriften
 s *Ἀριδναῖος* — *Ἀριστονίκη* — *Ἀνδροκλείδης* (S. 52).



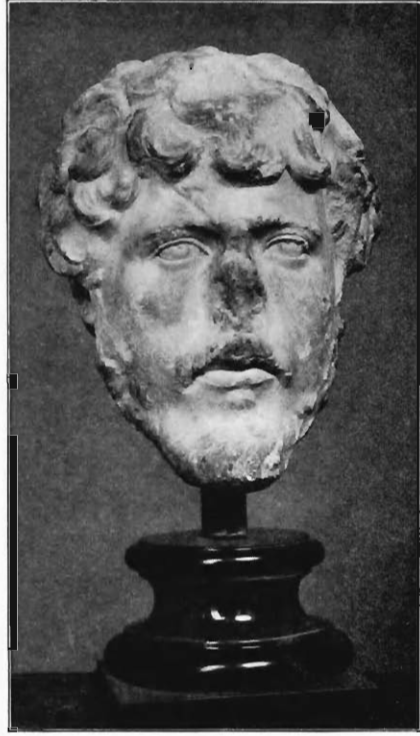
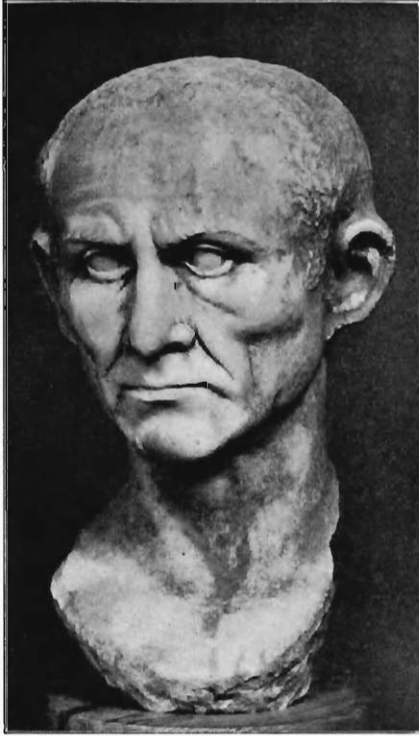
2. Alexanderköpfchen,
 etwa $\frac{1}{3}$ Lebensgröße (S. 53).



3. Frauenkopf von attischem Grabrelief,
 lebensgroß (S. 53).



4. Mädchenköpfchen,
 etwa $\frac{1}{3}$ Lebensgröße (S. 50).



1. 2. Römische Portraitzköpfe, lebensgroß (S. 53).



3. 4. Mumienportraits aus dem Fajum (S. 51).



1. Unteritalisches
Alabastron, 0,22 m
hoch (S. 51).



2. Korinthisches Öfläschen,
0,075 m hoch (S. 53).



3. Attische Weinkanne, 0,18 m hoch (S. 37).



4. Attischer Krater, 0,33 m hoch (S. 52).



1. Bronze, Herakles im Löwenkampf, 0,053 m hoch (S. 40).



2. Sardische Bronzefigur, 0,13 m hoch (S. 51).



3. Bronze, Epikur, 0,05 m hoch (S. 41).



4. Tonfigur, 0,175 m hoch (S. 44).



5. Tonfigur, Leukophryene? 0,16 m hoch (S. 52).



6. Tonfigur aus Tanagra, 0,145 m hoch (S. 52).



7. Tonfigur, 0,041 m hoch (S. 52).



8. Tongruppe, menschenähnliche Widder, 0,10 m hoch (S. 51).



9. Tonfigur, 0,075 m hoch (S. 52).

